



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Alumneumserinnerungen : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Alumneuserinnerungen

(Fortsetzung)



in besonderes Fest war ein „Landbär.“ Es kam bisweilen vor, daß wir zum Begräbnisfingen drei, vier Stunden weit hinaus aufs Dorf, auf ein Rittergut oder zu einem reichen Bauer bestellt wurden. Da fuhr ein Wagen vor der Schule vor, und wir kutschirten hinaus, vielleicht in die schöne Sommerlandschaft, während die andern drin in der Mathematikstunde oder beim griechischen Extemporale schwitzten. Draußen wurden wir vortrefflich bewirtet, mit Wein und kaltem Frühstück, sogar zweimal, vor und nach dem Begräbnis, und dann wurde in der vergnügtesten Stimmung wieder hereingefahren. Ein Fall, wo die Trauerfeier im Gartenpavillon eines alten, schönen herrschaftlichen Parkes stattfand, und wo ich zum erstenmale einen Blick that in das Leben einer begüterten Adelsfamilie, ist mir in besondrer Erinnerung geblieben. Dabei brachte ein Landbär jedem das Doppelte eines gewöhnlichen Bärs ein, er wurde mit acht Thalern bezahlt.

Aber das war ein seltenes Ereignis; kaum ein- oder zweimal im Jahre wurde uns so wohl. Dafür waren die gewöhnlichen Bäre umso häufiger und bildeten für die glücklichen Acht, die sie zu fingen hatten, eine bedeutende Einnahmequelle, freilich auch eine Veranlassung zu fortwährenden Schulver säumnissen, denn die meisten fielen, vormittags wie nachmittags, mitten in die Unterrichtsstunden, und dazu bestand die Unsitte, daß wir stets, nur damit wir nicht zu spät kämen, viel zu früh bestellt wurden, sodaß es gar nichts ungewöhnliches war, daß wir wegen eines Leichensingens drei Schulstunden ver säumten. Aber es geschah noch etwas schlimmeres: wir selbst dehnten nicht bloß diese Ver säumnis auf alle Weise ungebührlich aus, durch langsames Gehen auf dem Rückwege oder durch gemeinschaftliches Einkehren in einer am Wege gelegenen Bierwirtschaft, sondern wir führten sogar die Ver säumnis künstlich und widerrechtlich herbei, wir „schwänzten,“ wie der technische Ausdruck lautete, und fangen Bäre, die gar nicht bestellt waren. Sei es nun daß ein positiver Anlaß dazu vorlag in Gestalt eines schönen Sommermorgens, oder ein negativer in Gestalt einer angekündigten Geschichtsrepetition oder einer nicht herausgebrachten mathematischen Aufgabe, kurz, es kam vor, daß der Präsekt den

beteiligten sieben in aller Stille den verruchten Gedanken zur Erwägung gab, ob es heute nicht angezeigt sei, einmal zu schwänzen. Bei der kleinen Anzahl der Beteiligten war Einverständnis leicht zu erzielen, und leider kann ich nicht verschweigen, daß die Schlechtigkeit so weit getrieben wurde, daß wir uns mit Gesangbuch und Zylinder an der Schulkür versammelten und, ehe wir abgingen, uns von den hereinkommenden Lehrern auch erst noch bedauern ließen, daß wir „schon wieder“ zu singen hätten. Dann wurde beratschlagt, ob wir lieber dans le Grand jardin oder dans le Botanique jardin gehen oder lieber in der Vorstadt ein Stündchen Billard spielen wollten, denn natürlich mußte ein stilles Fleckchen aufgesucht werden, wo uns so leicht niemand entdecken konnte. Einmal ereilte uns aber doch das Verhängnis, wenn wir auch noch unverdientes Glück dabei hatten. Als wir eines Nachmittags durch die Pirnische Gasse steuerten, scheinbar hinaus nach dem Elias- oder dem „weiten“ Kirchhof, begegnete uns zu ganz ungewohnter Stunde und an ganz ungewohntem Orte — der Kantor! „S, wo wollt ihr denn hin?“ — „Wir haben einen Bär auf dem weiten Kirchhof,“ erwidert rasch entschlossen der Präsekt. — „So? ich weiß ja gar nichts davon.“ — „Ja, es ist auf dem Alumneum bestellt worden, vorhin erst.“ Damit war das Verhör zu Ende, und wir konnten weiterziehen. Abgesehen von dem ausgestandnen Schrecken hatten wir nur die eine Strafe, daß wir dem Kantor zwanzig Neugroschen aus unsrer Tasche zahlen mußten — den ihm zukommenden Anteil am Singegeld.

Schändlicherweise beteiligten sich aber an solchen Schwänzbären sogar solche, die mit dem Kirchhoffingen gar nichts zu thun hatten. Es konnte das freilich nur bei Lehrern gewagt werden, die von der ganzen Einrichtung des Singschors keine rechte Kunde hatten, und das harmloseste Gemüt in dieser Beziehung war der Konrektor, ein grundgelehrtes Haus, ein hervorragender Kenner des Griechischen und vor allem des Hebräischen, aber ein ganz zurückgezogener Büchermensch, der keine Ahnung davon hatte, wies im Leben herging, und in allem, was Musik betraf, ein reines Kind. Sein Spitzname war „der Pietsch.“ Die eine Klasse war einmal sehr stark mit Alumnen besetzt; es waren wohl elf oder zwölf darin. Als diese Klasse nach Obersekunda aufrückte, wo der Pietsch Klassenlehrer war, da begann allerdings ein arges Treiben. Wir hatten auf den Text des Liedes „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ vier verschiedene Melodien; eine davon war kurz zuvor neu eingeführt worden, sie war etwas süßlich, aber gerade deshalb beim Publikum sehr beliebt. Da wurde nun ausgemacht, daß, wenn der Pietsch einmal zur Morgenandacht ein Lied nach der Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ bestimmen würde, alle vier Melodien gleichzeitig gesungen werden sollten. Es war das leicht durchzuführen, denn die Alumnen saßen in der ganzen Klasse verteilt, je zwei oder drei sangen stramm und „unentwegt“ ihre Melodie, und die herumstehenden Extraner sangen mit. Dieser eigentümliche Gesang fiel aber doch

selber dem Pietsch auf, und er fragte nach der Stunde, was denn heute mit dem Morgenliede gewesen sei, das habe doch so merkwürdig geklungen. Da wurde ihm denn gesagt, das sei die neue Melodie, aber wir könnten sie noch nicht ordentlich. Dabei beruhigte er sich. Beim Pietsch nun kam es öfter vor, daß in einer griechischen Stunde alle Mumnen der Klasse mit Ausnahme eines einzigen — es war der Cacus — schwänzten, sodaß die halbe Klasse leer war. Da fragte endlich einmal der Pietsch den Cacus: „Wie kommts denn nur, daß immer bloß die andern fehlen und Sie immer da sind?“ Und was antwortete der brave Junge? „Ich bin kein Solosänger.“

Großes sittliches Unheil ist trotzdem durch die Bäre und die gelegentlichen Schwänzbäre nicht angerichtet worden, ebenso wenig wissenschaftlicher Schaden. Ich hatte hunderte von Bären mitgefungen, darunter auch manchen Schwänzbär, und ging beim Maturitätsexamen doch mit der 1<sup>b</sup> als wissenschaftlicher Zensur ab, ein Beweis, daß der gesetzliche Unterrichtsplan die kleinen Abkürzungen, die wir gelegentlich damit vornahmen, recht wohl vertrug. Ich will allerdings nicht verschweigen, daß gerade unter den Mumnen damals eine große Anzahl in ihrer Schullaufbahn Schiffbruch litten. In Freundeshand hat sich das Bruchstück eines Tagebuches erhalten, das mein lieber Bierhändigspieler eine Zeit lang auf dem Mumneum geführt hat. Es enthält unter anderm auch eine vollständige Liste der Mumnen aus den Jahren 1857 bis 1859, im ganzen sechzig Namen; bei allen ist der Geburtstag, der Geburtsort, der Stand des Vaters, der Tag der Aufnahme auf die Schule und der der Aufnahme aufs Mumneum angegeben, bei achtunddreißig außerdem noch der Tag und die Art des Abganges, zum Teil von andrer Hand später nachgetragen. Da zeigt sich denn, daß von diesen achtunddreißig drei „fortgeschickt,“ d. h. ganz von der Schule gejagt, fünf „vom Mumneum gewiesen“ worden, zwei „davongelaufen“ sind; bei einem endlich steht: „geht nach Hause, wollte sich ersaufen(!).“ Nimmt man hinzu, daß auch unter den übrigen noch so mancher ist, dessen Abgang zwar freiwillig geschah, aber doch vor der Zeit und nur, um Schlimmerem zuvorzukommen, so gelangt man zu einem ganz erschreckenden Prozentsatz Schiffbrüchiger. Aber die Ursachen davon waren von der mannichfaltigsten Art, zum Teil geradezu gemeine Vergehen, wie Diebstahl, wozu die Versuchung leider nahe genug lag. Die meisten der Unglücklichen hatten wohl schon aus dem Elternhause keinen rechten Halt mitgebracht. Der Schwänzverführung ist keiner zum Opfer gefallen. Einer hatte etwas ganz Sonderbares verbochen. Der Lehrer des Deutschen in Obersekunda — er hieß „der Forscher,“ weil er namentlich Geschichtsunterricht gab — hatte zum deutschen Aufsatz das Thema gestellt: „Mausikaa.“ Da hatte einer die unglaubliche Frechheit, das Thema in den Schmutz zu ziehen und den Odysseus als einen schamlosen Patron hinzustellen. Er wurde darauf zwar nicht fortgeschickt, empfand aber doch seine ganze Stellung von Stund

an als so erschüttert, daß er es vorzog, sich kurz darauf aufs „Klinikum“ zu retten, das überhaupt damals für viele, auch für ganz brave, aber arme Jungen, die sich auf der Universität nicht durchzukommen getrauten, eine Zufluchtsstätte war.

Viel näher lag bei den häufigen Straßen- und Kirchhofssingen eine andre Gefahr, nämlich die, daß wir unsre Gesundheit dabei schädigten. Wie oft haben wir im Winter eine Stunde lang und länger mit eiskalten Füßen auf dem Kirchhofe herumgestampft und auf die Leiche gewartet, wie oft während einer endlosen Grabrede in zollhohem Schneewasser zwischen den Gräbern gestanden, wie oft beim Singen uns den Nord- oder Ostwind in den Mund blasen lassen! Der Prediger stellte sich natürlich vorsichtig auf, daß ihm der Wind hübsch in den Rücken pfiß und die weiten Talarärmel nach vorn wehten; aber darnach fragten wir Jungen doch nicht, wo wir standen, da standen wir eben. Daß da keine ernstlichen Erkrankungen vorkamen, niemand auch, soviel mir bekannt geworden ist, den Keim zu spätern Krankheiten mit fortgenommen hat, ist ein wahres Wunder.

Die Krankenstube wurde freilich im Winter nicht recht leer. Aber das wollte nicht viel sagen. Jeder, der sich einen Husten oder Schnupfen geholt hatte, meldete sich beim Inspektor krank und setzte sich dann ein paar Tage in die Krankenstube. Für manchen war auch das nur eine willkommene Gelegenheit, in das Einerlei des Schulunterrichts einmal etwas Abwechslung zu bringen. Der Schularzt war ein alter Herr, der sich alles vorreden ließ, die Zunge besah und den Puls befühlte und dann jedesmal dieselbe rote Flasche oder denselben bunten Thee verschrieb, zu dessen Bestandteilen auch Feigenstückchen und kleine Rosinen gehörten, die natürlich vor dem Kochen herausgelesen und gegessen wurden. Angefertigt wurden die Rezepte in der Marienapotheke am Markte, die übrigens — jetzt fällt mirs ein! — zu den Kurrendenhäusern gehörte, also wohl die Arzneien etwas billiger lieferte. Wer Zahnschmerzen hatte, ging zum Ratsbader, zu dessen Amtspflichten es gehörte, die Alumnenzähne unentgeltlich auszuziehen. Der Solosänger, den etwa vor den Feiertagen plötzlich Heiserkeit befiel, half sich selbst: er holte sich in der Apotheke ein Stück Lederzucker oder in schlimmern Fällen ein Fläschchen Pimpinellentinktur. Ein Solosänger im Alt, der gern den Kraftmeier spielte und in seinem ganzen Wesen ein bißchen Renommist war, kochte sich einmal am ersten Pfingstfeiertage früh ein Taubenest mitsamt dem Taubenmist aus und trank die ganze Brühe. Sehr gemütlich war es des Abends und — des Nachts in der Krankenstube. Da saßen zwei oder drei vergnügt beisammen, es war gut geheizt, man hatte seine besondre Tischlampe und konnte ungestört schmökern. Einer, ein baumlanger Kerl, der sich für einen großen dramatischen Dichter hielt und durchaus Schauspieler werden wollte — er soll auch später bei einer herumziehenden Truppe gesehen worden sein — wurde jedesmal krank, wenn er wieder über einem Drama brütete.

Da schrieb er dann die halbe Nacht und nötigte die, die gerade mit ihm zusammen waren, seine Verse anzuhören. Ein großer Monolog begann: „In diesem Mantel will ich mich ver mummen“ (nach „Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen“). Sogar geraucht wurde in diesen gemütlichen Krankenstübemächten. Einmal hörten wir zu unserm Schrecken kurz vor Mitternacht jemanden die Treppe heraufkommen. Es war ein Oberer, der sich für den Abend freigemacht hatte und nun spät nach Hause kam — derselbe, der die Cäsar Kapitel immer nur bis zur dritten Zeile überhörte. Wir bliesen sofort die Lampe aus, aber er hatte schon von unten das helle Fenster gesehen, kam an die Thür und klinkte und klopfte. Wir waren mäuschenstill, ich war — was gar keinen Zweck hatte, da wir ja doch nicht öffneten — unter ein Bett gekrochen! Nachdem er lange vergeblich an der Klinke gedreht hatte, ging er endlich weg, indem er, den Mund dicht an der Thürspalte, mit niederschmetternder Bestimmtheit die Worte sprach: „Die Krankenstube ist des Farinas überwiesen.“ Welche Folgen sich daran knüpften, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Nur ein einzigesmal zeigte die Krankenstube ein ernstes, wehmütiges Gesicht: sie wurde ganz unerwartet zum Sterbezimmer. Meinen lieben Partner im Vierhändigspielen raffte als ersten Präfekten, wenige Monate zuvor, ehe er zur Universität gehen wollte, eine kurze, heftige Krankheit hinweg. Aber auch bei ihm war nicht der Chordienst schuld. Er war ein leidenschaftlicher und feiner Turner und Tänzer. Eines Abends hatte er sich nach der Tanzstunde gefährlich erkältet, aber anstatt sich zu schonen, wollte er sich dadurch kurieren, daß er sich mit Gewalt in Schweiß turnte. Es folgte eine zweite, noch weit schlimmere Erkältung, und in drei Tagen war er tot. Ich wachte die letzte Nacht bei ihm in der Krankenstube mit seiner ältern Schwester, die auf eine Nachricht ins Elternhaus schleunig herbeigeeilt war, und mit einigen andern Freunden. Nach Mitternacht weckten wir in unsrer Herzensangst den Hausmann und schickten noch einmal zum Arzt. Die Hausmannsfrau kam herauf, und sowie sie die Thür öffnete, sagte sie, noch die Klinke in der Hand: „Ach Gott, er röchelt ja schon“! Ich begriff den Ernst ihrer Worte nicht ganz; todmüde, wie ich war, wollte ich gern noch ein paar Stunden schlafen und ging zu Bett. Als ich früh wieder in die Krankenstube kam, lag er schon als Leiche da; man hatte ihm ein weißes Tuch ums Gesicht gebunden. Die Schwester erzählte mir unter Thränen, daß sies vorausgewußt habe: vor wenigen Tagen habe ihr zu Hause geträumt, daß ihr ein Zahn ausfiel; das bedeute immer einen Todesfall in der Familie. Nach drei Tagen begleitete ihn der ganze Chor zu Grabe.

Das Beste an den vielen Leichenfingen waren jedenfalls die Einnahmen. Ich glaube, daß ich allein in meinem Präfektenjahre mir gegen hundert Thaler damit verdient habe. Die zwölfbändige Schillerausgabe, die vierzigbändige

Goetheausgabe, die neubändige Shakespeareausgabe mit den schönen Kupferstichen von Ludwig Richter, die alle noch heute auf meinem Bücherbrette stehen, habe ich mir als Alumnus nach und nach von den Singegeldern angeschafft. Und was hatte eine Gesamtausgabe Goethes damals zu bedeuten! Der Lehrer, der uns in Untersekunda deutschen Unterricht gab, hatte sie nicht; dem schenkten wir, seine Klasse, sie erst einmal zum Geburtstage. Sie kostete gebunden über zwanzig Thaler, das war für damalige Verhältnisse so viel, wie heute etwa zweihundert Mark. Daß uns die hohen Einnahmen auch manchmal zum Leichtfinn und zur Verschwendung verlockten, will ich nicht leugnen. Das Singegeld wurde vom Kantor in der Regel den Monat über aufgespart und am Monatschluß verteilt. Es kam aber auch vor, daß der Kantorsamulus schon in der Mitte des Monats abgeschickt wurde, beim Kantor um die Auszahlung des Singegeldes zu betteln, weil Einzelne schon wieder ganz abgebrannt waren.

In solchen Nöten bildete dann eine willkommene Rettung eine unerwartet bestellte „Brautmesse.“ So hieß eine Trauung, bei der sich das Brautpaar den Luxus von Orgelspiel und Chorgesang gestattete, während die meisten Trauungen ohne das abgehalten wurden. Wir hatten da zu Beginn, nachdem das Brautpaar und die Hochzeitsgäste unter den Klängen eines Orgelvorspiels aus der Sakristei auf den Altarplatz gezogen waren und sich niedergelassen hatten, zwei oder drei Choralverse zu singen und nach dem Ringwechsel und Segen noch einen Schlußvers; das war alles. Auch diese Brautmessen aber sang nur das Doppelquartett der Solosänger; berechnet wurden sie genau so wie ein Bär, und auch die Verteilung war dieselbe. Ein großer Vorzug der Brautmessen aber bestand darin, daß sie schnell vorüber waren, und daß sie unmittelbar hinterher in der Küsterei bezahlt wurden. Sowie der letzte Ton verklungen war, stürmten wir hinunter an die Kirchenthür, wo die Hochzeitswagen standen, drängten uns — es war das ein Vorrecht, das uns Grünmützen widerspruchslös von den dort harrenden neugierigen Weibern und Kindern eingeräumt wurde — in die vorderste Reihe, um uns die Braut und die Brautjungfern noch einmal aus der Nähe zu betrachten, dann warteten wir an der Schulthür, bis die Kirche geschlossen und der Kirchen-diener mit dem Schlüsselbund in der Küsterei verschwunden war, dann aber wurde schleunigst ein Bote abgesandt, um den verdienten Lohn in Empfang zu nehmen.

Einmal im Jahre wurden wir auch — wenigstens zu meiner Zeit ganz regelmäßig — auf ein Dorf ein paar Stunden von Dresden eingeladen, um das dortige Erntefest verschönern zu helfen. Die Anregung dazu war wohl gemeinschaftlich von dem dortigen Pfarrer und Kantor ausgegangen, und nachdem die Sache einmal versucht worden war, hatte sie den Bauern so gut gefallen, daß sie dann jedes Jahr wiederholt wurde. Der Gottesdienst war am Nachmittag, wir gingen zu Fuß hinaus und sangen in der traulichen

kleinen Dorfkirche, angestaunt von den Bauern, die in langschößigen, blauen Röcken die Empore füllten und ihre alten rauhen Filzzyylinder rings herum an der Emporenbrüstung aufgehängt hatten, angestaunt vor allem auch von den pausbäckigen, kurzgeschornen Blondköpfen, denen wir für heute ihre Verrichtungen auf dem Orgelchor abgenommen hatten, ein paar unsrer heitersten und faßlichsten Motetten, eine zu Beginn, die andre, nachdem der Pfarrer seine ebenso heitere und faßliche Erntepredigt gehalten hatte. Dann ging es unter Führung des wackern Dorfkantors auf ein Nachbardorf, wo wir im Gasthofsgarten ungestört — es war ja alles drüben zur Kirnmeß — bis zum Abend Regel schoben, und am Abend waren wir im Kantorhause zu Gäste, vergaltten unserm freundlichen Wirt und seiner Familie das leckere Abendbrot damit, daß wir eine Motette nach der andern sangen, und traten dann vergnügt den Rückweg an. Ob außer der Bewirtung für dieses Kirnmeßsingen noch etwas bezahlt würde, war mir eine Zeit lang zweifelhaft; jedenfalls bekamen die Kleinen nichts davon zu sehen, wir vermuteten aber, daß die beiden Präfecten nicht ganz leer ausgingen. Und so war es denn auch. Das einemal, als wir uns spät abends verabschiedeten, kollerte plötzlich, während der Kantor dem Präfecten die Hand schüttelte, ein blanker Thaler auf der Diele, und in der Verlegenheit, die beim Aufheben entstand, hörte man in einer andern Hand noch einige weitere klimmern. Damit war der Zweifel gelöst. Davon bekommen habe ich aber trotzdem nichts, habe es freilich später als Präfect auch nicht besser gemacht.

Eine andre Gastrolle, zu der, wenn nicht der ganze Chor, so doch der größere und bessere Teil alljährlich zugezogen wurde, war unsre Teilnahme am Palmsonntagskonzert im königlichen Hoftheater. Regelmäßig am Palmsonntage fand im Theater eine große Konzertaufführung statt, die nur aus zwei Nummern bestand, einem Oratorium und einer Symphonie. Es war die glänzendste Dresdner Konzertaufführung des ganzen Jahres. Die vier Großen, für die Wagner seinerzeit die Hauptrollen im Rienz, im Lannhäuser und im Lohengrin geschrieben hatte: Frau Bürde-Mey, Frau Krebs-Michalefski, Tichatschek und Mitterwurzer, waren damals noch in voller Wirksamkeit und sangen die Soli im Oratorium (nur an Tichatscheks Stelle trat später Rudolph), die königliche Kapelle war verstärkt — ich glaube das einemal acht Celli und acht Bässe gezählt zu haben —, und die Chöre sang die Singakademie in Verbindung mit dem Kreuzchor. Die ganze Bühne war als Saal zur Aufstellung des Orchesters hergerichtet, davor, in dem gewöhnlichen Orchesterraum, standen die Sänger und Sängerinnen. In die Direktion teilten sich die beiden Kapellmeister; der eine leitete das Oratorium, der andre die Symphonie.

Dem Kantor lag nicht viel an diesen Palmsonntagskonzerten, denn er mußte dann in den Wochen vor Ostern, in einer Zeit, wo es ohnehin etwas mehr für ihn zu thun gab als gewöhnlich, wo er das Karfreitagsoratorium

und die Feiertagsmusiken einzuüben hatte, auch noch die Chöre für die Theateraufführung mit uns durchnehmen. Umso mehr freuten wir uns darauf. Was habe ich damals als Junge alles kennen lernen! Wie viel Anregung und Genuß verdanke ich diesen Konzerten! Und wir machten unserm Kantor die Sache doch wirklich leicht. Die Chöre eines Händelschen Oratoriums — was war das weiter für uns? wir fraßen sie ja nur so hinein, wir sangen sie wirklich fast vom Blatt herunter. Nach wenigen Singestunden konnten wir schon an den Proben der Singakademie teilnehmen, dann kam die große Orchesterprobe im Theater und endlich — am Sonnabend vor Palmsonntag — abends die Generalprobe, die eigentlich schon eine Aufführung war, denn das Publikum hatte dazu zu halben Theaterpreisen Zutritt, und das Haus war stets ausverkauft; viele behaupteten sogar, diese Generalprobe sei eine bessere Aufführung als das wirkliche Konzert, und sie mochten damit nicht ganz Unrecht haben, denn die Spannung und Begeisterung dieses Abends, wo zum erstenmale alles klappen mußte, nichts getadelt, nichts wiederholt werden durfte, war am zweiten Abend doch nicht wieder so zu erreichen.

Wir Jungen im Sopran und Alt waren natürlich fest überzeugt, daß wir allein die Chöre hielten, ja daß wir sie eigentlich sangen; die Damen der Singakademie schienen uns mehr zur Dekoration dazusein. Thatsache ist, daß wir für alle schwierigen Einsätze einzustehen hatten und auch wirklich einstanden. In den Proben gaben wir uns manchmal bei irgend einer Stelle das Wort: Hier wollen wir einmal still sein, wollen einmal sehen, ob die Damen einsetzen werden! Sa, drei oder vier setzten wohl zaghaft ein, die andern aber kamen alle erst beim zweiten oder dritten Takte hinterher. Die Stelle wurde natürlich wiederholt, nun legten wir uns ins Zeug, und da ging es denn. Namentlich gönnten wir uns diesen kleinen Triumph in der ersten Orchesterprobe im Theater, wo die Damen breitspurig in den vordersten Reihen saßen, und wir kleinen Kerle, auf die doch so viel ankam, bescheiden und fast unsichtbar dahintersteckten. Dafür kam aber auch Kapellmeister Krebs einmal vor einer Generalprobe besonders zu uns hinter, klopfte uns auf die Schultern und sagte: „Na, Jungens, nun singt einmal, daß die Zähne wackeln!“ Zu solcher captatio ließ er sich den Damen gegenüber nicht herab.

Auch die Chöre aus der Neunten Symphonie haben wir bei einem solchen Palmsonntagskonzert mitgesungen — für mein ganzes Leben eine der schönsten Erinnerungen. „O Freunde, nicht diese Töne!“ kann ich mir ja gar nicht mehr anders gesungen denken, als wie es Mitterwurzer damals sang. Es war überwältigend, dieser Durchbruch der Menschenstimme, dieser Menschenstimme! durch das Gewirr der Instrumente. Es war das übrigens das Konzert, wo Nietz, der an Reißigers Stelle vom Leipziger Gewandhause nach Dresden berufen worden war, zum erstenmale dirigirte. Er erschien in blauem Frack mit goldnen Knöpfen. Beim Scherzo legte er nach einigen Seiten zum allgemeinen Er-

staunen den Taktstock aufs Pult und die Hände auf den Rücken und ließ das Orchester eine Zeit lang allein spielen. Am Schlusse des Scherzos klatschte er in die Hände, dankte und versicherte, daß er den Satz noch nie so meisterhaft habe spielen hören. Nur einen quälte er ein bißchen: den Pauker. Der stand ganz hinten, und sein  $\text{♩} \text{♩} \text{♩}$  Klang — das konnten sogar wir Zungen bestätigen —, ehe es bis vor zu den Sängern kam, immer bloß wie  $\text{♩} \text{♩}$ , das Achtel hörte man nicht. Dem ließ er keine Ruhe, bis ers ihm zu Danke machte.

Man sieht, es war ein reicher und in vieler Beziehung beneidenswerter künstlerischer Wirkungskreis, den wir neben unsern trocknen Schulpflichten auszufüllen hatten. Nicht ganz so reich und nicht immer beneidenswert war das, was uns dafür geboten wurde. Nun ja, wir wohnten auf der Schule — wie? das habe ich ja gezeigt —, wir hatten freien Schulunterricht, und das war nicht zu verachten, wenn auch das Schulgeld damals weit niedriger war als heutzutage, wir wurden endlich auch auf öffentliche Kosten verpflegt. Diese Verpflegung entsprach nur leider durchaus unsern bescheidenen Wohnungsverhältnissen. Wenn ich bedenke, daß alumnus ein altes Partizipium praesentis passivi von alere ist und eigentlich bedeutet: „einer, der ernährt wird,“ so erscheint mir der Name heute fast wie ein Spott auf unsre damalige Lage.

Die „Nahrung,“ die uns gereicht wurde, bestand täglich aus einem Weißbrot für drei Pfennige (einem sogenannten Dreierbrot), einem Pfund Schwarzbrot und einem warmen Mittagessen. Das Dreierbrot bildete das Frühstück. Ein paar Minuten vor Schluß der Arbeitsstunde ging der „Ultimus“ hinunter in die Küche und holte den Henkelforb mit den zweiunddreißig Dreierbrotchen herauf. Dann ging er, beim ersten Präfelken anfangend, der Reihe nach von Platz zu Platz, und jeder suchte sich ein Brotchen aus — beiläufig: eine nicht sehr appetitliche Einrichtung. Denn jeder — namentlich die ersten, denen noch der volle Korb hingehalten wurde — ließ erst so und so viel Brotchen durch seine ungewaschenen Hände gehen und drückte dran herum, um zu sehen, welches wohl das knusprigste und zugleich flockigste wäre, auch die regelmäßigste Rundung hätte, bis er sich endlich für eins entschied. Man kann sich denken, wie die Brotchen aussahen, die für die letzten im Korbe blieben, besonders das für den kleinen Herumträger: es war ein ganz zerquetschtes Huzel, das gewiß durch zwanzig Hände gegangen war. Kaffee gab es nicht. Wer Kaffee trinken oder Butter auf sein Brotchen haben wollte, mußte es aus seiner Tasche bezahlen. Das thaten freilich die meisten, wohl alle. Sowie die Arbeitsstunde zu Ende war, lief alles in die Küche hinunter, um Kaffee zu holen; die Großen ließen sich aber auch dabei wieder von den Kleinen bedienen. In der Küche hatte die Bambeln einen mächtigen eisernen Topf voll dünnen Kaffees gekocht, in den gleich etwas Milch geschüttet war, und da holte sich nun jeder für zwei oder drei Pfennige ein Blechnösel voll. Aus dem Nösel wurde er auch gleich ge-

trunken. Tassen waren für die meisten ein unbekannter Luxus. Wenn auch natürlich jeder aus dem Elternhause eine Kaffeetasse mitgebracht hatte, so war doch die Obertasse nach wenigen Wochen in Stücken, die Untertasse diente vielleicht noch eine Zeit lang als Butterteller, schließlich auch als Wachsnapf; das Blechnösel war uns sicherer.

An ein offizielles zweites Frühstück war noch viel weniger zu denken. Um so schöner blühte es uns privatim in der Stille. In der „großen Freiviertelstunde“ ging es wieder hinunter in die Küche, da thronte die Bambeln in einem Nebenstübchen auf einem am Fenster stehenden Tritt. Wenn ich sie mir im Geiste vorstelle, die gute Alte, so sehe ich sie am liebsten auf diesem Tritt sitzen. Es ging die Sage unter uns, daß sie einst ein schönes Mädchen gewesen sei, und das wird schon wahr sein. Denn sie hatte noch zu unsrer Zeit, wo sie schon eine behäbige Matrone mit weißem Haar war, ein feines Gesicht mit roten Wäckchen. Es war eine Lust, sie so sitzen zu sehen, im weißen Häubchen, einen Korb auf dem Schoße, neben sich ein Tischchen, der Korb gefüllt und das Tischchen belegt mit Butterbrotten, Knackwürstchen, in der Fastenzeit auch mit Brezeln, sogar „geschmierten,“ d. h. mit kleinen Butterstückerchen belegten Brezeln, eine üppige Erfindung, auf die sie ebenso stolz wie unser Schnabel begierig war. Natürlich war dieses Frühstück vor allem auf die wohlhabenderen Extraner berechnet, aber auch wir armen Teufel, wir Alumnen, fanden uns dazu ein, umso mehr, als die Bambeln nicht auf baare Bezahlung drang, sondern auf dem Fensterbret in der Ecke eine alte, rahmenlose Schiefertafel stehen hatte, die in verblaßten Zügen so manchen Schuldnernamen monatelang trug. Bei dieser Gelegenheit wurde immer auch schon spionirt, was es zu Mittag geben würde, was uns freilich manchen „Topfgucker“ und auch noch stärkeres eintrug.

(Schluß folgt)



## Litteratur

Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe. Nr. 22. Berlin, Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, 1890

Dieser Band enthält die Kaisererlasse vom 4. Januar, das Programm und die Beschlüsse der internationalen Arbeiterschutzkonferenz, den Gesetzentwurf über die Gewerbegerichte (der seitdem Gesetz geworden ist), die Verhandlungen des Reichstages über die Gewerbeordnung von 1874 bis 1889, und den Bericht über die Sitzung der von industriellen und wirtschaftlichen Vereinen ernannten Kommission